

Der Trüffelbär.

Von Freiherrn v. Schlicht.

Der Oberleutnant Bär gehörte zu der großen Klasse derjenigen Offiziere, die den Dienst nur als eine unangenehme Unterbrechung der freien Zeit ansehen. Sein Glaubensbekenntnis lautete: Es wäre sehr schön, den bunten Rod zu tragen, wenn es kein Exerciren und wenn es keine Vorgesetzten gäbe. Leider aber waren diese beiden wichtigen Faktoren vorhanden, ja, noch mehr, er durfte sogar mit ihnen rechnen, und das war ihm höchst fatal. Er liebte das Herumstreifen auf dem Kasernenhof und die langweiligen Märsche, bei denen man stumpfsinnig einen Fuß vor den anderen setzte, absolut nicht. Wenn er aber dennoch verhältnismäßig wenig über die geisttöbende Arbeit klagte, so geschah es einerseits, weil er selbst sehr wenig Dienst appetitmachend wirkte. Er sah sehr gerne, er war kein Viesler, wohl aber ein großer Feinschmecker, der Gourmand par excellence. In der großen Garnison, in der er stand, auf den zahllosen Dinern bei den schwerreichen Handelsherren hatte er vollkommene Gelegenheiten seinen Geschmack zu bilden. Das that er auch, das Beste war für ihn gerade gut genug, so gut konnte für ihn gar nichts werden. Sein Lieblingsgericht aber waren die Trüffel; wenn er in ein Restaurant kam, bestellte er sich stets ein Gericht mit Trüffeln, und so war es kein Wunder, daß er bald von den Kameraden den Beinamen „der Trüffelbär“ erhielt. Er war stolz darauf, als hätte man ihn wegen seiner geistigen Fähigkeiten Napoleon oder Friedrich der Große gekauft, und er gab sich alle Mühe, seinem Namen Ehre zu machen. Dies gelang ihm, weniger aber glückte es ihm, sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten zu erhalten und zu bewahren. Die hatten von Tag zu Tag mehr an ihm auszusagen, er war ihnen zu laßig, zu gleichgültig, und auch seine Kenntnisse ließen ihn zuweilen im Stich. „Herr Leutnant, essen Sie weniger Trüffel und lesen Sie mehr im Reglement!“ rief ihm sogar eines Morgens der Herr Oberst bei dem Exerciren zu. Das war hart, bitter und schmerzhaft, und wie jeder Untergebene, der geriffelt wird, dachte auch er sofort daran, seinen Abschied zu nehmen — als er aber bei dem Zahlmeister sich erkundigt und erfahren hatte, daß ihm für seine großen Verdienste um das preußische Heer nicht mehr als sechsundzwanzig Mark Pension für das Jahr zuständen, und als er sich klar gemacht hatte, daß er als Offizier a. D. sicher nicht zu so vielen Dinern eingeladen würde, wie als aktiver Leutnant, entschloß er sich, doch noch einige Zeit zu dienen. Um aber in Zukunft ähnlichen Angriffen zu entgehen, mußte er es entweder dahin bringen, daß die Vorgesetzten ihre Anforderungen, die sie an ihn stellten, herabmindernten, oder aber er mußte seine Leistungen erhöhen — an das letztere glaubte er nicht recht, zu dem zweiten hatte er noch weniger als gar keine Lust, und arau wie der Himmel — lag vor ihm die Welt. Er mußte nicht recht, was werden sollte, aber wenn die Noth am größten ist, nicht nur der Herr vom Amtsgericht, auch der Gerichts-vollzieher genannt, sondern auch zuweilen die Hilfe am nächsten.

Bei einer Regiments- Feldübungsübung erhielt er den Befehl, mit seinem Zuge einen großen Torfhaufen, der eine Schanze markirte, zu füllen und zu erobern. Der Auftrag war nicht sehr ehrenvoll, denn der Weg dorthin war weit, und vor allen Dingen war der Torfhaufen gar nicht von dem Gegner besetzt. Diese Sache hatte also nicht den geringsten Zweck, aber die Befehle sind bekanntlich dazu da, um ausgeführt zu werden. Jeder Widerspruch ist nicht nur unnötig, sondern wird sogar streng bestraft, und so that der Herr Ober eben das Klügste, was er thun konnte: er nahm nicht nur seinen Gehelmutz, sondern auch seinen Zug zusammen und stürmte wild darauf los: „Marfch, marfch, Hurrah!“ Die Rekruten brüllten, daß es eine Freude war, und sie liefen mit solcher Behemung gegen den Torfhaufen an, daß dieser in sich zusammensank. Die Schanze war gestürzt. Den aufstrebenden Torfstaud nicht achtend, hielten die Braven in der genannten Position aus, und erst als das Signal zum Sammeln kam, sahen sie, daß der Sturm sein Opfer gefordert hatte: ihr heldenmüthiger Anführer, der mit dem gegognen Schwert ihnen vorangeeilt und ihnen den Weg gezeigt hatte, war gefallen. Seine Säbelschneide war ihm zwischen die Beine gekommen und hatte ihn zur Strecke geliefert — nun lag er da in seiner ganzen Schönheit, und wenn er sich wieder erhob, so lag das daran, daß er sich der linken Fuß gedrohen hatte. Muthig biß er die Lippen aufeinander, nicht um den Schmerzensschrei zu unterdrücken, sondern um vor Freude nicht laut „Hurrah!“ zu rufen. Zwar war das Gefühl, das er in seinem Fuß augenblicklich verspürte, weit davon entfernt, angenehm zu sein, aber für die Zukunft eröffnete sich die schönsten

Perspektiven. Vorkünftig winkte ein Krankenlager, dann aber ein längerer Urlaub zur Wiederherstellung der Gesundheit, und daß er in den nächsten vier oder sechs Wochen nicht gesund werden würde, wußte er schon heute — dazu konnte er seine Konstitution und vor allen Dingen sich selbst viel zu genau. Seine Ahnungen betrogen ihn nicht — vier Wochen lag er in Gyps, dann fuhr er nach Wiesbaden in die Militärheilstation, und als er zurück kam, war er noch im hohen Grade schmerzungsbedürftig; an ein Eintreten bei dem mit Recht bei den Untergebenen so wenig beliebten Parabemärschen und an eine Theilnahme bei den Feldübungsübungen war gar nicht zu denken, wenigstens vorläufig nicht. Wenn man ihm glauben durfte, war ihm die Sache sehr, sehr unangenehm, nach der langen Pause hatte er eine fast unbegreifliche Sehnsucht nach dem Dienst, und er schalt fortwährend, zur halben Unthätigkeit verdammt zu sein. Aber wenn ein Untergebener über zu viel Dienst klagt, glaubt man ihm eher, als wenn er über zu geringe Beschäftigung stöhnt — man lacht ihn aus. Nur Einer lachte nicht, das war der Herr Oberst, der war wüthend, daß sein Oberleutnant mehr freie Zeit habe, als er selbst — es empörte ihn, daß sein Unterthan im Bette lag und fest schlief, während er morgens um fünf Uhr mit seinem Regiment zur Feldübungsübung rückte. Für den Herrn Ober mußte eine Beschäftigung gefunden werden, und so wurde dieser denn eines Tages Kasinodirektor. Er bekam den strengen Befehl, morgens schon im Kasino anzutreten, die Ordonanzen zu überwachen, die Bücher zu führen, das Geld zu verwalten, sich um die Instandhaltung des Inventariums zu kümmern, den Weinteller zu kontrolliren und mit dem Dekonom die Essensfrage zu besprechen und zu bestimmen. Ein Kasino- oder Tischdirektor gehört zu jenen beneidenswerthen Menschen, die es Niemandem recht machen können; sie mögen anordnen, was sie wollen, und sie mögen auf den Tisch bringen, was sie wollen, geschimpft wird doch. Aber auf den Oberleutnant Bär wurde nicht gescholten, noch nie hatte das Kasino so gute Weine und Li-queur gehabt, noch nie hatte man so gut gegessen, wie seit der Zeit, da er das Scepter schwang, und die Ordonanzen bedienten so schnell und gewandt, daß selbst Sr. Excellenz, der kommandirende General, der in der großen Garnison sein Generalfommando hatte, sich äußerst lobend ausdrückte, als er einmal an einem Liebesmahl theilgenommen hatte. Und nach diesem ersten Liebesmahl kam Excellenz häufiger, wenigstens jeden Monat einmal. Das war für das Regiment eine sehr große Auszeichnung, es war eine hohe Ehre, die der Herr Oberst mitsammt seinem Offizierskorps auch zu schätzen wußte. Natürlich war es dem hohen Herren, der auch zwar sehr gut aß und trank, nicht unbekannt, wenn er in erster Linie die luftlichen Genüsse verdantte, und so war der Herr Ober bei ihm noch mehr als einfant gatt. Der Trüffelbär hätte bedeutend klüger sein müssen, als er es in Wirklichkeit war, um nicht infolge der Gnaden-sonne, die sein Haupt beschien, stolz und übermüthig zu werden, er bekam fast einen Größenwahnsinn und trug den Kopf so hoch und stolz, als hätte er die ganze Welt zu seinen Füßen liegen. Aber die Zeit ging dahin, und immer näher kam der Tag, an dem die dem Herrn Ober bewilligte Schonungsfrist abgelaufen war und an dem er wieder in die Front zurück mußte. Dann war es auch mit seiner Herrlichkeit als Tischdirektor zu Ende, eine bevorstehende Thatsache, über die viele der Kameraden traurig waren, über die aber auch viele sich freuten, denn die Schulden des Kasinos hatten unter seiner Oberleitung sich gewaltig vermehrt — man speist eben nicht gratis und franco ein ganzes Offizierskorps jeden Mittag mit Trüffeln. Und eines schönen, oder richtiger gesagt, eines traurigen Morgens war der gefürchtete Tag da: am Mittag mußte der Herr Ober sich wieder in die Front zurück melden, nachdem eine ärztliche Untersuchung seines Fußes dessen vollständige Feldübungsunfähigkeit konstatiert hatte, und am nächsten Morgen schon rückte er mit dem Regiment zu einer großen Übung aus. Wenn es auf der ganzen weiten Welt an diesem Tag einen Menschen gab, der schuchte, so war es der Trüffelbär, aber da die Flüche der Untergebenen im Gegensatz zu denen der Vorgesetzten ganz ungehört verhallen, so kümmerte sich auch weiter Niemand um den unzufriedenen Nobile. In dem großen Heerbanner zog er, und er über die multia, wie der Lateiner sagt, auf der Chaussee dahin, und kein Gott im Himmel und kein Mensch auf Erden erbarmte sich seiner. Des Gedens entzündet, wie er es war, wurde ihm das Marschiren sehr sauer, schon nach dem ersten drei Kilometern hatte er genug, nach weiteren drei mehr als genug, und als er die ersten zehn hinter sich hatte, da hatte er die Nase voll. Aber es standen zwanzig Kilometer

Anmarsch und ebenso viel Kilometer Rückmarsch auf dem Programm, da half kein Stöhnen, Seufzen und Klagen, er mußte mit, wenn er nicht schlapp werden wollte. Das aber giebt es nicht für einen Offizier, und so leuchte er denn weiter. „Wenn Ihr Fuß Ihnen wieder wehe thut, und wenn Sie vor Schmerzen nicht mehr weiter können, sperrt der Oberst Sie drei Tage ein.“ hatte der Regimentsadjutant ihm im Auftrage seines Brotherrn bestellt — da war nichts zu wollen, er mußte mit, aber seine Kräfte waren so ziemlich Mat-thäi am letzten. „Wenn ich nur wenigstens wieder den ehrenvollen Auftrag erhalte, einen Torfhaufen zu füllen“, dachte er, „vielleicht thut mein Fuß mir da den Gefallen, wenn auch nicht gerade zu brechen, so doch wenigstens umzu- knicken — wenn es sein muß, kann ich vielleicht ein bisschen nachhelfen, aber hier auf flacher Erde ist das schwierig.“ „Nun, Bär, was wollen Sie denn hier? Hier giebt es doch gar keine Trüffel“, klang da eine Stimme an sein Ohr. Unwillig wandte er sich zur Seite, um dem Sprecher grob zu erwidern, er befand sich nicht in der Stimmung, sich umgesehen zu lassen, aber er schloß die harten Worte, die er auf der Zunge hatte, sehr schnell herunter, als er neben sich den kommandirenden General sah, der heraustrat, um die Übung beizuwohnen. Er grüßte seinen hohen Gönner militärisch stramm, ohne sich hierin etwas zu vergeben, dann sagte er: „Excellenz, zuweilen muß man sehen, wie man ohne Trüffel durch die Welt kommt. Und wenn Excellenz mich fragen, wie ich hierher komme, so muß ich antworten: nicht der eigene Wille, sondern der meiner Herren Vorgesetzten hat mich hierher gebracht.“ Doch kaum war ihm das Wort entfahren, wackr' gen im Wuthen er's bewahren. Zu spät sah er ein, daß die Gnaden-sonne nicht nur sehr schnell aufgehen, sondern auch barbarisch schnell untergehen kann. Auch er mußte erfahren, daß es ein genautes Ding ist, als Untergebener mit hohen Herren zu scherzen. Das Gesicht Sr. Excellenz, der die Antwort des Herrn Ober durchaus ungebührlich fand, legte sich in ernste Falten: „Wollen Sie mit Ihren Worten vielleicht sagen, Herr Leutnant, daß Sie Ihren Dienst nur der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe thun? Glauben Sie, daß der Staat Sie nur dafür bezahlt, daß Sie im Kasino gute Mittagessen entriren? Hm, glauben Sie, daß Sie in einem Feldzuge dem Feind durch ihre Leistungen im Trüffelessen irgendwie imponiren?“ Die Stimme Sr. Excellenz hallte zuerst nur zürend gestungen, aber je länger der hohe Herr sprach, desto lauter, heftiger und grossender wurde sein Organ. Der Herr Ober knidte bei diesen ta- delnden Worten in sich zusammen: „Excellenz“, versuchte er sich zu verteidigen, „Excellenz mißverstehen mich, Excellenz —“ Aber der kommandirende hörte gar nicht, er hatte sein Pferd schon wieder in Trab gesetzt und titt davon. Verzweifelt sah der Herr Ober ihm nach, da gewahrte er zu seiner Freude, daß ein Generalstabsoffizier zurückge- blieben war, der sich damit beschäftigte, umständlich eine Cigarette abzuschneiden und diese dann anzuzünden. Der Herr Ober trat aus der Marschkolonne heraus und ging auf den Adjutanten, den er sehr gut kannte, zu: „Um Gottes Willen, sagen Sie mir nur, was hat Excellenz denn? Meine Worte allein können doch nicht an der Mißstimmung schuld sein.“ Der Generalstabsoffizier lächelte le- überlegen, wie eben nur ein Adjutant. Sr. Excellenz lächeln kann, dann sagte er: „Lassen Sie sich deshalb nur keine grauen Haare wachsen, lieber Freund, die Sache hängt sehr einfach zusammen. Excellenz hat sich an den vielen Trüffeln, die Sie ihm zu essen gaben, den Magen verdorben und sein Arzt hat ihm diese seine Lieblingspeise für die nächsten zwei Monate auf das strengste verboten, eigentlich darf er nicht einmal von diesen edlen Pilzen sprechen und sie selbst in Worten nicht in den Mund nehmen. Das aber kann er nicht lassen, und da erfolgte Ihre Antwort, daß man zureifen sehen muß, wie man ohne Trüffel durch die Welt kommt. Die Worte waren nicht ganz nach seinem Herzen denn er will ja mit, nicht ohne Trüffel leben. Also beruhigen Sie sich, spätestens in acht Wochen ist der Friede wieder geschlo- sen.“ Und der Adjutant behielt Recht. Als Excellenz nach zwei Monaten zum erstenmal wieder an einen Lieblingss- mahl im Kasino theilnahm und ein Trüffelgericht aß, das von dem frühe- ren Tischdirektor eingeführt und auch heute unter seiner strengsten Oberauf- sicht zubereitet war, sagte der hohe Herr zu dem Kommandeur, der neben ihm saß: „Ich habe mich vor einiger Zeit bei einer großen Übung Ihnen gegenüber sehr tabelnd über den Ober- leutnant Bär ausgesprochen, ich meine damals, es würde dem Herrn nicht schaden, wenn er einmal in eine kleine Grenzgarнизон käme — aber ich glaube

heute, daß ich damals zu hart und zu ungerecht urtheilte, meinen Sie nicht auch, Herr Oberst?“ „Ganz und gar nicht, Excellenz“, wollte der Kommandeur seiner gewis- senhaften Ueberzeugung nach antwor- ten, nach seiner Ansicht wäre dem Herrn Ober ein Garnisonwechsel sehr befähmlich gewesen — da sah er, wie der Kommandirende eine neue Trüffel in den Mund schob und mit vertärten Jügen sich dem Genuß be- selben hingab. Da wußte der Herr Oberst, was er zu antworten habe, wenn er nicht selbst anstatt des Trüffelbärs in die Ver- bannung oder gar „ins Civil“ geschickt werden wollte, und so sagte er denn mit dem Bruttofinnester Ueber- zeugung: „Ich bin ganz der Ansicht Ew. Excellenz.“ Ein Anti-Transport. „Wie's gemacht wird“, oder „Neu- zeitlicher Slaventransport“, wäre ein passender Titel für eine kleine Ge- schichte, die aus New York mitgetheilt wird. Chinesischen Arbeiter sind die Ver- Staaten verschlossen; es ist ver- boten, Contractarbeiter irgend welcher Art in's Land zu bringen, und un- gegheilig, Menschen wider ihren Wil- len und ohne das „gehörige gerichtliche Verfahren“ (due process of law) ein- zusperren und gefangen zu halten, denn die Ver. Staaten sind ein freies Land. Aber man kann alles Das un- gestraft thun, wenn man's nur ver- steht und wenn man so groß ist, des Respektes vor den Gesezen entbehren, dafür aber von Seiten der Gesez- hüter für sich respektvolle Rücksicht- nahme verlangen zu können. Die Geseze der Ver. Staaten ver- schließen das Land allen Contract- arbeits- und chinesischen Arbeitern im Besonderen, vor drei Monaten wurden aber 500 Chinesen auf einmal über die Grenze und geraden Wegs nach New York gebracht, ohne daß ein Hahn da- nach trübte. Die Geseze des Landes verbieten die Gefangenhaltung von Menschen außer nach gesetzlichem Ver- fahren, vor drei Monaten wurden aber 500 Menschen als Gefangene durch Bundesgebiet transportirt; die Geseze der Ver. Staaten verbieten den Sla- venhandel, vor drei Monaten wurden aber 500 Menschen nicht anders als Sklaven — Waaren — eingeführt, und wieder ausgeführt, und „das Gesez“ kümmerte sich nicht darum; und wenn die Herren, welche das Ge- schäft machten, nicht aus Stolz über ihre erfolgreiche Umgebung der Geseze selbst die Geschichte erzählt hätten, wüßte man heute noch kein Sterbens- wörtchen davon. Die meritanische Centralbahn, oder vielmehr derjenige Theil des merita- nischen Bahnsystems, welcher die Re- publik von Tampico am Golf von Mexiko nach San Blas am Stillen Ocean von Ost nach West durchquert, sollte fertiggestellt werden. Im In- nern war der Bahnbau schon rüthig vorwärts geschritten, aber mit der östlichen Strecke, derjenigen von Tam- pico nach San Luis Potosi, welche durch das Tiefland am Golf von Mexiko führt, war man weit zurück, da es schwer war, passende Arbeits- kräfte zu erlangen. Weiße Arbeiter hätten das dortige Klima nicht aus- halten, und die farbigen, die beschafft werden konnten, waren zu faul. Da- her kam Präsident Robinson auf den Gedanken, es mit Chinesen zu ver- suchen. Er „sicherte“ sich durch Agen- ten 500 südchinesische Kulis und ließ sie per Dampfer nach Vancouver, Bri- tish Columbia, bringen. Dort wur- den sie ausgeladen und mit der cana- dischen Pacific-Bahn über Land ge- bracht an die nordöstliche Grenze der Ver. Staaten. So weit war Alles leicht und glatt von Statten gegan- gen. „An der Grenze“ — der Punkt wird leider nicht näher bezeichnet — wurden die Chinesen ausgeladen, „sorgfältig“, als seien sie große Werth- gegenstände oder bevorzugte Gefangene gewesen — und „mit sanftem Zwang“ in Frachtwagen getrieben, die mit Lagerstätten und Kojen (Bunks) ausgestattet worden waren. Man gab den Chinesen reichlich Nahrungsmittel, und „sie waren glücklich — bis sie ent- deckten, daß die Frachtwagen verschlo- sen und versiegelt waren, dann be- mächtigte sich ihrer ein panischer Schre- den. Wildes Gesehrei und sonderbar- es Geplapper drang aus dem Wagen heraus, und in ihrer wahnfinnigen Angst hämmerten und traten die ar- men Teufel (Wretches) gegen die Thü- ren der Frachtwagen. Erklärungen waren unmöglich, und es blieb nichts Anderes übrig, als die Abfahrt des Zuges möglichst zu beschleunigen und sie über die Grenze zu bringen.“ „Die Chinesen glaubten wohl, man wolle sie abmurksen und irgend einer amerikanischen Gotttheit zum Opfer bringen, während man sie doch nur unter Verschluss und Siegel, ge- rades wie zollpflichtige Waaren, von der canadischen Grenze nach New York brachte. Die Fahrt nahm 24 Stunden in Anspruch. In New York wurde der Zug auf einen „Pier“ ge- schoben und die Chinesen von den Frachtwagen auf einen Dampfer ge- trieben, der an dem Pier lag und in die See ging, sobald er seine mensch- liche Fracht an Bord hatte. In ein paar Stunden war der Dampfer auf hoher See; nach wenigen Tagen wur-

den die Kulis in Tampico gelandet, wo sie mit Eifer und Freude zu Spa- ten und Schaufel griffen und so flei- ßig arbeiteten, daß die Strecke bis zu dem 4000 Fuß über dem Meerespie- gel gelegenen Plateau in kurzer Zeit fertiggestellt wurde. Hier traten dann geübte weiße Arbeiter an die Stelle der Chinesen.“ So also wird's gemacht. Auf solche Weise verschafft man sich „gute und billige“ Arbeitskräfte, und auf solche Weise kann man, allen Gesezen des Landes zum Hohn, nicht nur Chinesen und sonstige Contractarbeiter impor- tiren, sondern auch exportiren, — so spielt sich ein neuerzeitlicher Sla- ven- transport mitten durch das Herz der Ver. Staaten ab. Würde von einem derartigen Kuli-Transport aus Afrika oder Südamerika gemeldet, da würde man Krämpfe kriegen aus sittlicher Entrüstung über die schlechten Menschen, welche solchergestalt noch im 20. Jahrhundert Slavenhandel betreiben; da die Geschichte hierzu- lande passirte, hielt sie nur den Stolz auf amerikanische Schneidigkeit und Finbigkeit. — (Chic. Abbp.) Deutsche und amerikanische Univer- sitäten. Bei einem Commers, welchen der deutsche Verein der Columbia-Univer- sität ihm zu Ehren veranstaltete, hielt der deutsche Botschafter in Washing- ton, Herr Baron von Holleben, eine hübsche Rede über den Einfluß deut- schen Geistes auf amerikanischen Uni- versitäten, die, wie folgt, mitgetheilt wird: „Auf meinen gelegentlichen Reisen durch dies große Land stoße ich oft auf deutsche Entladen in amerika- nischen Landen, zu denen ein Verein wie der Ihrige ein höchst erfreuliches Kon- tingent stellt, amerikanischen Studen- ten, die vom befruchtenden Geist mei- nes Vaterlandes befeelt, deutsch ge- lernt und sich daran gewöhnt haben, deutsch zu fühlen und zu denken. Mit Ihren Bestrebungen haben Sie sich angeschlossen an deutsches Geistesleben. Die Columbia Universität existirt be- reits seit anderthalb Jahrhunderten, ist aber, wie ich heute durch eigenen Augenschein überzeuge, zu einer Blüthe gelangt, wie man sie selten antrifft. Ich habe wohl herausgefunden, daß bei dieser Reorganisation, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine starke Anleh- nung an deutsches Muster stattgefunden hat. Wodurch die deutschen Universitäten sich vor Allen vor anderen gleich be- rühmten Lehranstalten auszeichnen, ist die Pflege deutsch-nationalen Geistes. Begründet in Zeiten schwerer innerer und äußerer Kämpfe, der Werdegang der deutschen Nation, ver- körpern deutsche Universitäten in erster Linie spezifisch nationale Eigenschaften. Deutschen Universitäten der Zeit- zeit hatten auch jetzt noch die ihnen im Mittelalter verliehenen großen Privi- legien an. In den früheren schwereren Zeiten waren deutsche Universitäten autonome Körperschaften, ein Art Staat im Staat. Unter ihren alter- brieften Privilegien finden wir Frei- heit der Lehre, der Organisation und bis vor Kurzem noch eigene Gerichts- barkeit. Die Oberaufsicht des Staates wurde mit äußerster Distinction aus- geübt, und dafür reiß das große Volk der Regierung Dank. Der End- zweck deutscher Universitäten ist Aus- bildung des jungen Mannes in sein Hochstudium, ebenso aber auch die Bildung des ganzen Charakters, Vor- bereitung für die Stürme des Lebens. Hieraus erklärt sich auch die Unabhän- gigkeit und Selbstständigkeit des deut- schen Studenten, Freiheit im Lernen und in der Lebensführung, aber dies Ideal akademischer Freiheit darf nicht mißachtet werden, als lebe der deutsche Student in Zügellosigkeit. Die Frei- heit im ethischen Sinn ist als Ergän- zungsbegriff der Selbstzucht gedacht, und deshalb bedarf der deutsche Stu- dent keines anderen Imperativ als des kategorischen. Auch die amerikanischen Universitäten wollen nationale Insti- tute sein, freilich sind sie mehr Privat- institute, aber innerlich und äußerlich unabhängig, und die akademische Frei- heit kann ihnen einen sympathischen Anflug geben. Dies Moment und wird in deutschen Universitäten stehende demokratische Punkte bilden die Brücke zwischen den Universitäten hüben und drüben, freilich ist dies keine Democra- tie für Jedem, sondern für Aristokraten des Geistes, und in diesem Sinne be- grüße ich Sie als Mitarbeiter. Möge das in Ihre Brust gelegte Samenorn taufendfältige Frucht tragen und das Schiller'sche „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“ auch auf Sie Anwendung finden.“ Die Lage auf Porto Rico. Zu den widersprechenden Mitthei- lungen über die Lage auf Porto Rico, die auf der einen Seite von Gouver- neur Allen als ganz zufriedenstellend geschildert wird, auf der anderen, für welche Commissär Borda sich zum Vorkämpfer gemacht hat, als ganz un- erträglich, so daß der ärmere Theil der Bevölkerung sein Heil nur in der Auswanderung sieht, hat ein Bostoner das Wort genommen, der seit Jahren auf der Insel eine Pflanzung betreibt und somit Land und Leute aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt. Daß Porto Rico zur Zeit kein Pa- radies ist, gibt Hr. Preston — dies der

Name des Gewährsmannes — bereit- willig zu, auch daß es viel armes Volk dort gibt, aber einen Nothstand, der bis zur Hungersnoth ginge, gefehlt er nicht zu. Was dort an Armuth zu finden, ist hauptsächlich der Bevölke- rung selbst zuzuschreiben und kann durch dieselbe leicht beseitigt werden, wenn sie nur dazu gehalten wird, respektive an Beispielen sieht, wie es gemacht werden kann. Der Boden ist fruchtbar und kann reiche Ernten tra- gen. Aber die Pflanzungen sind ver- wüdet und die Leute verfaumen es, den natürlichen Reichtum auszunü- tzen. Reis, ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung, das durch- schnittlich zweimal täglich auf den Tisch kommt, kann dort auf Borden gezogen werden, der für andere Ernten nicht mehr gut ist, aber der größte Theil des dortigen Verbrauchs muß importirt werden. Vor zwei Jahren kaufte Hr. Preston 800 Acres Land etwa sieben Meilen von der Küste. Es hatte sich früher eine Orangenpflanzung darauf be- funden. Einige der Bäume waren stehen geblieben, freilich ohne Pflege und Behandlung. An einem derselben zählte der Gewährsmann 3500 Oran- gen, genug, um zwanzig Risten zu füllen. Auf Orangen von Porto Rico wird von den Ver. Staaten kein Zoll erhoben. Für Orangen von der cali- fornischen Küste kostet der Transport sechs Cent's die Riste, von Porto Rico stellt er sich, per Dampfer, auf 25 Cent's. Der Markt ist jederzeit da, aber die Indolenz läßt die Frucht am Baume verderben. Im Laufe der Zeit hat Herr Preston zehntausend Orangenbäume gepflanzt; mit dem vierten oder fünften Jahre beginnen dieselben zu tragen. Früchte, Reis, Kaffee und Tabak sind die heimischen Produkte von Porto Rico, der Anbau derselben wird der Bevölkerung Beschäftigung und Er-werb genug geben, daß von Armuth nicht mehr die Rede sein braucht. Viel- leicht war die spanische Mißwirtschaft daran schuld, daß die Ausnützung der natürlichen Hilfsmittel so zurückge- gangen ist, nur für den Steuereiner-nehmer arbeiten, demoralisirt; unter der Obhut der Ver. Staaten sollte das halb anders werden. Herr Preston ist der Ansicht, daß mit der Erich- tung von Handfertigkeitsschulen der Bevölkerung ein wesentlicher Dienst geleistet werden könnte. Der besser situierte Theil derselben aber sollte, an- statt Klageklagen anzuhören, seine Pflanzungen betriebsfähig machen und damit den ärmeren Landsleuten Beschäfti- gung und gutes Beispiel geben. Fräulein Amanda Hebenleiter war trotz aller mühevollen Versuche ihrerseits bis jetzt noch nicht zum Al- tar geführt worden. Darüber wund- erten sich alle ihre nahen und ferne- ren Verwandten und Bekannten, denn Amanda hatte doch so manchen un- schätzbaren Vorzug: sie war häuslich, hatte eine „gute Figur“ und nannte baare 30,000 Mark ihr Eigenthum. Allerdings war sie — nach ihrer eigen- en Angabe — 39 Jahre alt. Und ihr zweiter Nachtheil bestand nach der Ansicht ihrer intimsten Freundin, der Frau Sekretär Parby, darin, daß sie — Amanda nicht im nöthigen Maße die Gabe des „Sichbeliebmadens“ be- säße. Dieser Mangel, der auch wirk- lich vorhanden war, hatte Fräulein Hebenleiter schon manche schlaflose Stunde bereitet. Oft sagte sie: „Ganz- hundert Gulden gab' ich 'drum, wenn mir die Liebenswürdigkeit ein- getriert werden könnte.“ Eines Tages fiel ihr Blick auf ein Inserat in der Zeitung, in dem angeündigt wurde, daß man gegen Einfindung von nur einer Mark ein neues Mittel erhalte, durch das man unfehlbar „ein einnehmendes Wesen erlangen und sein gesellschaftliches Ansehen bedeu- tend heben würde.“ Mehr als tausend Dankschreiben sollten dies beweisen und würden auf Wunsch zugesandt. Für den besten Erfolg würde vollste Garantie übernommen. Amanda's Gesicht strahlte beim Lesen dieser Zei- ten. Gott sei Dank, nun würde sie doch wohl noch einen Mann bekommen. Nach Verlauf von zehn Minuten hatte sie diesen rettenden Engel um jenes Mittel gebeten. Vorständiger Weise je- doch postlagernd unter N. S. 38.“ Nach zwei Tagen ging sie zur Post und fragte etwas auffällig leise nach einem Briefe unter dieser Chiffre. Sie erhielt ihn und eilte schnurstracks nach Hause. Nervös zitterte und hastig er- brach sie das Couvert, fand aber nach kurzem Ueberfliegen des Inhalts mit dem enttäuschtesten Gesichte von der Welt in den für alle Fälle bereit gehaltenen besten Blüschfessel, denn der Brief lautete also: „Ew. Hochwohlgeborenen theile ich, im Besitze Ihrer geehrten Zuschrift, anbei ein Mittel mit, wo- durch ich mit achtzehn Jahren meinen schneidigen Schnurrbart erhielt.“ Hochachtungsvoll Ludwig Dunsen.“ (Aus dem „Kladderadatsch.“) Der neue Stern im Sternbilde des Perseus bewegt sich mit rasender Ge- schwindigkeit auf die Erde zu. In eini- gen Millionen Jahren, heißt es, wird er ihr wohl so nahe gekommen sein, daß er ihre dann wahrsthein- lich ausgegangene Sonne erleben kann. Gott sei Dank! Nun kann man doch mit einiger Ruhe in die Zukunft blicken.